

Jochen Greven

«Er fährt nach dem Schwabenland.» – Robert Walsers Jahr in Stuttgart

Vortrag an der Jahrestagung der Robert Walser-Gesellschaft in Stuttgart, 23. Juni 2007

Ein siebzehn-, achtzehnjähriger Jüngling, der vor nun schon fast 112 Jahren nach Stuttgart kam, ganze zwölf Monate in dieser Stadt zugebracht hat und unauffällig in untergeordneter Stellung arbeitete – kann man da hoffen, noch irgendwelche Spuren von ihm wiederzufinden, nachdem sich so viel verändert hat? Gäbe es nicht ein paar Erinnerungen beim Autor selbst, freilich erst viel später niedergeschrieben, auch ein, zwei Erwähnungen in den von Carl Seelig aufgezeichneten Altersgesprächen, dann wüssten wir vielleicht überhaupt nichts von dieser frühen, flüchtigen Lebensstation. So hat es immerhin einige Anhaltspunkte für überprüfende Recherchen gegeben. Aber im übrigen müssen wir, was ja bei Robert Walser nicht ganz unangemessen ist, über das Belegte hinaus eben unsere Imagination spielen lassen.

Ich zitiere aus dem zwanzig Jahre später entstandenen Prosastück «Die Brüder». Der Angeredete ist natürlich Karl Walser, Roberts ein Jahr älterer Bruder, der ihm damals, 1895, schon in die Hauptstadt des Königreichs Württemberg vorausgegangen war:

Darf ich dich, o Guter, leise und gewiß ganz zaghaft an die Zeit erinnern, wo wir beide, du als beginnender schaffender Maler und ich als heimlich beginnender angehender Poet, uns mit unserer jugendlich anstrebenden Kunstburschen- oder Kunstlehrlingschaft und was alles hübsch damit zusammenhing, zu S... aufhielten? [...] Herrlich kamen mir die Residenzstadt S... und du selbst vor; du warest in den Augen des frischen Ankömmlings nichts geringeres als ein imposanter Haupt- und Weltstädter. [...] Du geleitest mich freundlich durch die Straßen in eine gewisse Gerbergasse hinein und dann hinein in die berühmte und sicher uns allen beiden unvergeßliche Herberge zur Heimat, wo wir gemeinsam unser Zelt aufschlugen oder mit anderen Worten eine Stube bezogen, um gemeinschaftlich darin zu wohnen und zu hausen [...] Entzückend, so schwöre und behaupte ich, sind erste kühne Künstler-Flugversuche, die mit öfteren Abstürzen verbunden sind. Aber ist das Hüte aus dem Fenster Hinaus- und auf Passanten in die Straße Herabwerfen nicht vielleicht noch fast schöner als alles Malen, Musizieren und Dichten? Waren wir nicht im Hutwerfen erlesene erste Meister und wahre dämonische Virtuosen, und sah sich der gute freundliche Wirt oder Herbergsvater nicht genötigt, uns vor Fortsetzungen des reizenden Unfuges väterlich zu warnen? [...] Gab es nicht in unserer Kunststube eines schönen Tages einen überraschenden Hofpredigerbesuch, über den wir beide einen Monat lang lachten? Ich stand gerade nackt da, dir als Modell zu einem Cäsars Leichnam beweinenden Markus Antonius dienend, als die Tür des Studier- und Aktzimmers unerwarteterweise aufging und dicht und urplötzlich vor uns strebenden armen Sündern wer stand? Der Herr Hofpfarrer. [...] Wie gab uns das Entsetzen des guten Herrn, der künstlerischen Übungen offenbar fremd gegenüberstand, zu lachen. [...] Wateten wir nicht ganze schöne Sonntage und sonstige Tage lang im üppig-grünen Landschaftsgras und in der göttlich weichen träumerischen Mai-Landschaft umher, um dann da und dort unter blühenden Apfel- und Birnbäumen vom Streifen und ‚Landschaften‘, vom schwierigen Malen und Verse machen köstlich auszuruhen, wobei wir oft einzuschlummern ruhten wie Grafen und Fürsten, um später wieder zu erwachen wie Prinzen? Wir lasen noch nicht Verlaine, aber wir lasen dafür doch Heinrich Heine und Uhland, und die mundeten uns nicht schlecht. War nicht auch das freie gliedererfrischende Baden im Neckar herrlich und beglückte uns nicht in Dorfgasthäusern der Genuß von Birnenmost? Wenn wir vom kühnen Ausmarsch gräßlich staubig und hungrig wieder in unsere Herberge zurückkamen, so bestellten wir ja bekanntlich jeweilen einen Rostbraten mit gemischtem Salat für die Wanderer und Herren Gebrüder, worüber die ganze Stube höchlich staunte.¹

In diesem Rückblick, der in der Erstfassung Oktober 1916 in der «Vossischen Zeitung» erschien, dann überarbeitet in die kleine Sammlung «Prosastücke» aufgenommen wurde, scheint es immerfort Mai gewesen zu sein. Dem Bruder wird in reichlich verschnörkeltem Stil und noch mit manchen hier ausgelassenen gestanzten Lebensweisheiten die Unbeschwertheit, Frechheit und Begeisterungsfähigkeit in Erinnerung gerufen, die beide damals erfüllte. Es geht um die glückliche Gestimmtheit der Jugend, die im späteren Leben nicht mehr wiederkehrt, und um die damals so innige brüderliche Verbundenheit, die, wie der Leser ahnt, inzwischen ebenfalls abgekühlt ist. Der Autor dieser Besinnlichkeitsübung, in der er Pathos mit possierlicher Witzelei mischt, stellt sich selbst als einen inzwischen arg Gealterten dar; er hatte freilich in Wirklichkeit gerade erst 38 Lebensjahre hinter sich und wird in anderen Texten, auch in viel späteren, wieder ausgesprochen jugendlich auftreten können.

Stuttgart samt seiner Umgebung stellt in diesem Prosastück beinahe nur eine beliebige Kulisse dar. Und kein Wort fällt über die dortigen Arbeitswelten der beiden Jungmänner, die sie, wie die Verhältnisse noch waren, doch sicher mindestens 50 Stunden die Woche in Fron gehalten haben dürften. Immerhin wird da eine «Herberge zur Heimat» aufgeführt. Die gab es wirklich: Sie lag an der Gerberstraße, nicht Gerbergasse, wie es bei Walser heißt, unter den Nummern 2 a und b, ein schmuckloses viereinhalbgeschossiges Gebäude im westlichen Neustadtviertel etwas außerhalb des alten Stadtkerns. Hier führte der Christliche Verein junger Männer ein Heim für Handwerksgesellen und kleine Angestellte: Unten befanden sich, mit schlichten Bänken ohne Rücklehnen und langen Tischen möbliert, ein großer Wirtschaftssaal und dazu die Küche, in den oberen Stockwerken waren die sicher ebenfalls recht spartanisch eingerichteten Schlafstuben, und der Trägerverein kümmerte sich auch um die Bildung und geistlich-sittliche Betreuung der hier Logierenden. Es dürfte der damalige Hofprediger Friedrich von Braun – den Hofpredigern war von Amtswegen ein Adelsprädikat zugeteilt – gewesen sein, der in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Süddeutschen Jünglingsbundes die Gesellenherberge gelegentlich visitierte und dabei die Walser-Brüder einmal in vermeintlich verfänglicher Situation antraf.

Dass Karl Walser gerade in dieser «Herberge zur Heimat» Unterkunft gefunden hatte und dann auch seinen Bruder dort mit aufnahm, kam nicht von ungefähr: Er war nach Stuttgart gegangen, um, durch welche Vermittlung, ist mir nicht bekannt, in der Firma eines gewissen Gustav Kämmerer das Handwerk des Dekorationsmalers zu erlernen. Man nannte das auch «Stubenmalerei», es ging nicht, wie heute, nur um den weißen oder farbigen Anstrich von Decken und Wänden, sondern um deren in dieser Zeit beim Bürgertum sehr beliebte Ausschmückung mit Ornamenten, mit Blumen-, klassischen Architektur- und Landschaftsmotiven, ja ganzen mythologischen Szenen. Schon der Großvater seines Meisters, Christian Kämmerer, der Gründer der Firma, war sehr für die sozialen Belange des Handwerkernachwuchses engagiert gewesen, er hatte mit anderen den ersten kirchlichen Jugendverein in Stuttgart initiiert, die Schaffung dieser Gesellenherberge betrieben und später den dort Wohnenden Gratis-Zeichnkurse angeboten. Die Kämmerers blieben dem Haus verbunden, und so lag es nahe, dass sie ihren aus der Schweiz gekommenen achtzehnjährigen Gehilfen, der zuvor bei einem Bieler Architekten Bauzeichnen gelernt und sich daneben und danach bereits sehr geschickt, aber vor allem autodidaktisch, als Maler versucht hatte, dort unterbrachten.

Und was tat Robert Walser in Stuttgart? Basierend auf seinen eigenen Mitteilungen in zwei später abgefassten Lebensläufen und in Carl Seeligs «Wanderungen mit Robert Walser» wird immer wieder gesagt, er habe in Stuttgart zeitweilig bei der Deutschen Verlagsanstalt, andererseits im Verlag Cotta gearbeitet. Tatsächlich handelte es sich aber bei der ersteren Firma um die «Union» Deutsche Verlagsgesellschaft. Die traditionsreiche J. G. Cotta'sche Buchhandlung wiederum, Goethes und Schillers einstiger Hauptverlag, war schon seit 1889, als Adolf Kröner sie von den Cotta-Nachfahren erworben hatte, mit jener unter demselben Dach vereinigt. Das war nun also tatsächlich ein Großverlag mit einer Produktion, die von

Klassikerausgaben und schöngeistiger Literatur über Lexika bis zu wissenschaftlichen Werken reichte, aber auch zu Jugendschriften wie «Der gute Kamerad», wie dem «Universum», dem «Kränzchen» oder Kalendern. Diese mehr populären Sparten hatte der Verleger Wilhelm Spemann mitgebracht, als er sich mit den Brüdern Kröner zur «Union» zusamm tat, und er führte dabei unter anderem auch die sehr verbreitete bildend-unterhaltende Zeitschrift «Vom Fels zum Meer» mit, eine Art «Geo»-Vorläufer, sowie eine «Illustrierte Schreinerzeitschrift». Wenn der zu Anfang siebzehnjährige Robert Walser, wie es später heißt, in der Inseratenabteilung des Hauses tätig war, sicher als Schreiber und Kontorist, so dürfte er wohl am ehesten mit den letzteren Produkten zu tun gehabt haben, nicht mit den elitären Buchprogrammen. Der Verlagssitz, sein Arbeitsplatz, lag übrigens nicht weit entfernt von der «Herberge zur Heimat», nämlich an der Hauptstätter Straße/Ecke heutige Cottastraße.

Karl und Robert beließen es aber nicht dabei, ihre jeweilige Arbeit zu tun, sich zum Ausgleich an Sonn- und Feiertagen draußen in der Landschaft zu ergehen und nebenbei ein wenig zu malen und zu dichten. Ich zitiere wieder aus «Die Brüder»:

Ist nicht auch dir, ganz so wie mir, die Gestalt der gütigen, liebenswürdigen Opernsängerin B... in Erinnerung geblieben, die die hohe Freundlichkeit hatte, uns zwei doch sicher ziemlich arme Teufel, wahre Muster und Vorbilder an Unbeachtetheit, zu einem graziösen schöngeistigen Tee huldreich einzuladen? Sprangen und liefen wir nicht eine Zeitlang fast allabendlich mittels uns vom gnädigen und freigebigen Freiherrn-Intendanten gütig verabreichten und freundlich gegönnten Freikarten in das schimmernde Hoftheater, wo wir unter zahlreichen anderen reichen Stehparterregenüssen den Genuß hatten, die Eysoldt als zierliche Desdemona und den kraftvollen Matkowsky als dieselbe im Sturm der Mohreneifersucht tötenden und abmordenden Othello zu sehen, und gab es für uns etwas Höheres und Schöneres als das?ⁱ¹

Der «Freiherrn-Intendant»: Ja, das ist wieder ein historisch nachprüfbares Detail. Es war Joachim Gans Edler zu Putlitz, der zu jener Zeit das Königliche Hoftheater leitete, ein noch recht junger vormaliger Offizier aus dem Badischen. Der hatte wohl ein Herz für die beiden jungen Schweizer gezeigt, als sie sich wegen Freikarten an ihn wandten. Bernhard Echte hat verschiedentlich angegeben, Karl Walser habe in Stuttgart auch an Bühnenbildern mitgearbeitet, aber ich weiß nicht, wo dafür ein Beleg gegeben sein sollte. Immerhin wäre es nicht ausgeschlossen, dass die Bühnenbildner des Hoftheaters Leute der Firma Kämmerer zumindest zu ausführenden Arbeiten mit beizogen. Von Robert Walser hingegen wissen wir, dass er schon als Fünfzehnjähriger von einer wahren Leidenschaft fürs Theater gepackt worden war, vermutlich ganz konkret durch eine Aufführung von Schillers «Räubern», die man am 18. Februar 1894 im Bieler Stadttheater gegeben hatte. Sein Bruder aquarellierte ihn bald darauf sehr hübsch «nach der Natur», wie auf dem Bild vermerkt ist, in einem Phantasiekostüm als Karl Moor. Robert trat dem Bieler «Dramatischen Verein» bei und hat in diesem vermutlich zumindest als Statist an einer oder mehreren großen Amateuraufführungen mitgewirkt, vielleicht auch mit seiner schönen Handschrift Textvorlagen dafür kopiert.ⁱ¹¹

1895 hat sich der Siebzehnjährige während seines dreimonatigen Aufenthalts in Basel, der dem Stuttgarter Jahr vorausging, dann offenbar nebenbei von einem Schauspieler im gehörigen Bühnenvortrag unterrichten lassen. Spätere Walser-Texte enthalten humorvolle Spiegelungen des Traums von einer Bühnenlaufbahn, der den jungen Mann erfüllte: Da haben wir einmal in den nur als Mikrogramm-Entwurf von 1925 überlieferten «Felix»-Szenen den Brief an den zeitgenössischen Schauspielstar Ernst Ritter von Possart^{iv}, einen rührend-komischen Hilferuf des vom Theaterfieber erfassten Provinzjünglings, ferner die kleine Humoreske «Ein Genie» (I)^v, 1907 in der Berliner «Schaubühne» erstgedruckt, und schließlich die ebenfalls dort 1909 erschienene Erzählung «Wenzel»^{vi}. In ihr erlebt ein siebzehnjähriger Drahtfabriklehrling im kleinstädtischen Theater von der Galerie herab Schillers «Räuber» und kann von Stund an nur noch daran denken, selbst Schauspieler zu werden. Hier ist dann auch die Re-

de von dem Unterricht, den der Jüngling, während er, genau wie Robert Walser in Basel, in einer größeren Stadt bei Verwandten wohnt und in einer Spedition arbeitet, bei einem dortigen Schauspieler nimmt, bis sein Vater, von den Tanten, bei denen er wohnt, informiert, dagegen sein energisches Machtwort einlegt. Von dem unglücklichen Wenzel heißt es zuletzt:

Er packt seine Schauspielergedanken in seinen Handkoffer, auch die Klassiker vergißt er nicht. Er fährt nach dem Schwabenland. Dort hat man ihm aber eines Tages dann ganz gehörig die Meinung gesagt, es hat einfach geheißen: «Junger Mann, von wo Sie auch abstammen, gut oder minder bürgerlich, Ihnen fehlen die göttlichen Funken!»

Lange Zeit wurde die angeblich auf Robert Walser selbst zurückgehende hübsche Anekdote erzählt, er habe als blutjunger Mensch eines Tages Gelegenheit gefunden, dem berühmten Josef Kainz einen Rollentext vorzusprechen; der Bühnenheros habe, auf einer Ottomane liegend, spöttisch lächelnd zugehört, ihn dann jedoch mit einem bloßen Wippen seines Fußes entlassen – durchgefallen! Aber Kainz ist nie in Stuttgart gewesen, auch nicht als Gast; Walser will ihn zwar irgendwann einmal als Markus Antonius in Shakespeares «Julius Cäsar» gesehen haben^{vii}, aber das dürfte erst später an einem anderen Ort gewesen sein. Nein, seine Schauspielerträume hat ihm wohl eher, etwa so, wie er es 1907 in dem szenischen Monolog «Die Talentprobe»^{viii} darstellte, eine Frau ausgedet.

In diesem Text wird sie die «königliche Hofschauspielerin Benzinger» genannt, und zu den tragenden Kräften des Stuttgarter Hoftheaterensembles gehörte tatsächlich eine Eleonore Benziger-Wahlmann. Sie war ein Kind fahrender Schauspieler gewesen, hatte nach einer Ausbildung in Wien selbst zuerst einer Wandertruppe angehört und auch noch einen Zirkusartisten geheiratet, ehe sie mit 23 Jahren in Stuttgart als Maria Stuart debütierte.^{ix} Zu Walsers Zeit war diese Frau Benziger schon über 50 und in bereits dritter Ehe mit einem viel jüngeren Heldendarsteller verbunden. Sie wird als heißblütige Person und temperamentvolle Darstellerin beschrieben und litt zu dieser Zeit vermutlich darunter, dass sie ihre großen Rollen nun mehr und mehr an die jüngere Ensemble-Kollegin Louise Dumont verlor. Fünf Jahre später sollte sie versuchen, sich im Neckar zu ertränken, und fand bald darauf im Tübinger Irrenhaus den Tod. Möglicherweise steckt diese Frau Benziger-Wahlmann auch hinter der «gütigen, lebenswürdigen Opernsängerin B...», die die Walser-Brüder, wie es in «Die Brüder» heißt, einmal zum «schöngeistigen Tee» eingeladen hat. Auf jeden Fall spricht viel dafür, dass sie es war, die dem siebzehn- oder gerade schon achtzehnjährigen Robert den Kopf zurechtsetzte, indem sie ihm, nachdem er ihr etwas vorgetragen hatte, jedes schauspielerische Talent absprach. Ich zitiere aus «Die Talentprobe»:

Alles ist verborgen, verhüllt, vertieft, trocken, holzig an Ihnen. Sie mögen der glühendste Mensch innerlich sein, zerwühlt meinerwegen von herzlichen Leidenschaften, doch es kommt nichts an Ihnen zur Erscheinung, nichts zum Ausdruck. [...] Sie sind zu gut und zu schlecht für den Schauspielerberuf. [...] Lassen Sie die ganze Theaterei stramm beiseite, baden sie ihre Empfindungen in natürlicheren Quellen, werfen Sie sich in gute, männliche Pflichten, und wenn Sie dreißig Jahre alt geworden sind, können sie zu mir kommen und mir erzählen, was sie errungen, erlitten, und erlebt haben.^x

Der so oder ähnlich Zurechtgewiesene soll nach diesem Fehlschlag an seine Schwester Lisa geschrieben haben: «Mit dem Schauspielerberuf ist es nichts, doch, so Gott will, werde ich ein großer Dichter werden» – das undatierte Zitat findet sich in Otto Zinnikers Büchlein «Robert Walser der Poet» von 1947 (S. 12), der betreffende Brief ist jedoch leider verschollen.

Es sieht tatsächlich danach aus, als habe Walser das Dichtertum als mögliche zweite Option neben der Schauspielerei schon mit im Gepäck gehabt, als er ins Schwabenland fuhr. Im Prosastück «Die Brüder» wird der Angeredete, also Karl, an «ein ziemlich langes Sehnsuchts- und Freundschaftsgedicht»^{xi} erinnert, das ihm der Jüngere im voraus zugeschickt

hatte, und es ist darin mit Bezug auf die gemeinsam verbrachte Folgezeit, so, wie vom Malen des Bruders, mehrfach vom eigenen Dichten und Versemachen die Rede. Wenn wir Walsers Aussage im Prosastück «Wanda»^{xii} glauben, das 1912 in der «Schaubühne» erstgedruckt wurde, hatte er ja tatsächlich schon «zu der Zeit», als er «noch Volksbanklehrling war» zu dichten begonnen, nämlich in der sommerlich heißen Dachkammer, wo an dem Stehpult, das einem anderen älteren Bruder gehörte, ein heroisches Freiheitskampf-Drama «Wanda, die Polenfürstin» entstand. Von diesem Werk des höchstens Sechzehnjährigen hat sich natürlich nichts erhalten, ebensowenig von den vielleicht in Stuttgart entstandenen Versen. Das früheste vorliegende Gedicht Walsers stammt erst aus dem darauffolgenden Jahr, es heißt «Zukunft!», wurde von dem inzwischen Neunzehnjährigen im Juni 1897 an den sozialistischen Zürcher Politiker, Pädagogen und Schriftsteller Robert Seidel für dessen «Arbeiterstimme» eingesandt, blieb aber ebenfalls noch ungedruckt. Erst nochmals ein knappes Jahr später lagen jene Gedichte des Zwanzigjährigen vor, von denen Josef Viktor Widmann am 8. Mai 1998 eine Auswahl im Berner «Sonntagsblatt des Bund» druckte, wobei er den Verfasser als jungen «Zürcher Handelsbessenen» bezeichnete und nur seine Initialen angab. Erst hier hatte Robert Walser nun wirklich seinen ganz eigenen Ton gefunden, und mit diesen Gedichten begann seine öffentliche Autorschaft.

Die Stuttgarter Zeit mit Karl ist also noch eine der frühen Vorbereitung auf die Doppelexistenz als Commis und Dichter gewesen, die er danach neun Jahre lang vor allem in Zürich führen sollte, mit dazwischen eingeschobenen Aufenthalten in Thun, München, Solothurn, Winterthur und Wädenswil, auch kürzeren Besuchen in Berlin. Zum erstenmal stand vor allem Robert hier ganz auf eigenen Beinen, war er der familiären Bevormundung durch Eltern und ältere Geschwister beziehungsweise durch die Basler Tanten und Onkel entronnen. Auch die Enge der Kleinstadt Biel, in der jeder jeden kannte und kontrollierte, lag zurück. Stuttgart war die Residenzstadt eines deutschen Landes, das für sich genommen immerhin fast halb so groß wie die ganze Schweiz war, es hatte auch schon rund 160 000 Einwohner und wuchs rasch weiter. Die elektrische Straßenbahn nahm gerade ihren Betrieb auf, die Industrialisierung griff um sich, in Cannstadt baute man an den ersten Daimler-Autos. Die dynamische Mischung von Altem und Neuem und der Reiz der selbständig zu entdeckenden, zu erobernden Fremde hat sicher zu der jugendlichen Aufbruchstimmung beigetragen, die in Robert Walsers Prosastück «Die Brüder» so erinnerungsselig zum Ausdruck gebracht wird.

Aber man sollte wohl auch nicht das Moment von Flucht verkennen, das die jungen Schweizer über die Landesgrenzen getrieben hatte und das darin verschwiegen bleibt. Das Leben, das daheim hinter beiden lag, hatte, auch wenn es bei Walser in der erinnernden Beschreibung noch manchmal verklärt werden sollte, wenig glückliche oder gar idyllische Züge besessen. Als sechstes und siebtes Kind ihrer Eltern geboren, hatte der Niedergang des väterlichen Geschäfts und die daraus folgenden Nöte und Spannungen nachhaltige Schatten über seine wie Karls Kindheit und Jugend geworfen. Als sie vierzehn Jahre alt waren, fehlte in ihrem Fall das Geld für weiteren Bildungserwerb, sie mussten die Schule abbrechen und eine Lehre beginnen. Zumindest Robert, der ein sehr aufgeweckter und lernbegieriger Schüler gewesen war, war darüber keinesfalls glücklich gewesen. Seine Ausbildung bei der Kantonalbank begann er zwar, schüchtern und verschlossen, wie man ihn sich damals vorstellen muss, recht brav. Er brachte sie jedoch keineswegs gut zu Ende – nur der Bekanntschaft seines Vaters mit dem Filialleiter hatte er es zuletzt zu verdanken, dass er noch eine ordentliche Entlassung bekam, statt wegen Faulheit und Aufsässigkeit davongejagt zu werden. Zu Hause hatten sich die Verhältnisse erst recht ins Trostlose verkehrt: Die Mutter, eine stolze und strenge Frau, von der Robert sich als Kind wohl so sehnsüchtig wie vergeblich mehr Zärtlichkeit und Zuwendung gewünscht hatte, war in tiefe Depressionen gefallen, hatte auch zu aggressiven Ausbrüchen geneigt und war schließlich im Herbst 1894 mit nur 55 Jahren gestorben. Vom Vater hatte er sich erst recht unverstanden gefühlt. Dieser Adolf Walser, gelernter Buchbinder und nicht gerade tüchtiger Betreiber eines Geschäfts für Papier-, Ge-

schenk- und Haushaltswaren, das erst verlegt und verkleinert, schließlich ganz aufgegeben werden musste, hielt von der Leseleidenschaft des Heranwachsenden überhaupt nichts und sah dessen Liebe zum Theater zweifellos als bloßes Allotria an. Später hat Robert Walser in gewissen Prosastücken die selbstgenügsame Biederkeit dieses Vaters, auch die Gleichmut, die er gegenüber Schicksalsschlägen zeigte, mehrfach ehrerbietig gepriesen – als Fünfzehn-, Sechzehn-, Siebzehnjähriger dürfte er eher heftig dagegen aufbegehrt haben. Spiegelungen dieser Konflikte kehren, wenn auch humoristisch verbrämt, im Werk wieder.

Und die übrigen Geschwister? Der älteste Bruder war schon gestorben, als Robert erst sechs Jahre alt gewesen war. Hermann, der auf ihn folgende, hatte, als es um die Familienfinanzen noch besser stand, die Matura erwerben und, mit Zuschüssen von anderer Seite, auch ein Studium absolvieren können, das ihn zum Gymnasiallehrer, später zum Universitätsprofessor werden ließ – er war der allzeit Vorbildliche und Tugendhafte, ein Muster an Fleiß und ernster Sorgsamkeit, aber damit eher ein Antipode des freiheitsdurstigen und abenteuerlustigen Robert gewesen, ähnlich wie Oskar, der nächste Bruder, der brav und problemlos eine Laufbahn im Bankfach beschritten hatte, die ihm eines Tages Wohlstand und bürgerliche Sicherheit beschern sollte. Viel näher hatte ihm der fünf Jahre ältere Ernst gestanden, der eine starke musikalische Begabung zeigte, dem aber aus materiellen Gründen ebenfalls nur ein Lehrerstudium zugestanden worden war. Er ist es wohl gewesen, der Robert die Augen für die großen Gestalten der Weltliteratur öffnete und der ihn auch zum Selberschreiben ermutigte; aber nun befand er sich schon Jahre als Hauslehrer bei einer Schweizer Familie fern in Neapel (heimgekehrt, sollte er später psychisch auffällig werden, er endete nach langem Anstaltsaufenthalt als Patient in der Berner Heilanstalt Waldau). Dann gab es da noch zwei Schwestern: die vier Jahre ältere Lisa, die sich als Stütze und Vertreterin, dann als Ersatz der Mutter aufopfern musste, bis sie verspätet Lehrerin werden konnte, und schließlich Fanny, das Nesthäkchen, viereinhalb Jahre jünger als Robert und daher noch ein Kind.

Aus dem beengten, beschränkten Leben in dieser großen Familie, das ihm alles vorenthielt, woran sein Herz hing, was ihn verlockte, wonach er sich sehnte, hatte der Junge immer nur in seine inneren Traumwelten entfliehen können. Irgendwann aber musste der wirkliche Ausbruch folgen, der Versuch, die Begabungen, die er in sich spürte, draußen in der weiten Welt allen Handicaps zum Trotz zu beweisen. Das verband ihn mit Karl, dem angehenden Künstler, der ihm freilich nicht nur ein Lebensjahr voraus hatte, sondern auch ein etwas robusteres Naturell, eine unkompliziertere Selbstgewissheit und eine elastischere Anpassungsfähigkeit. Das gemeinsam verbrachte Stuttgarter Jahr der beiden war also eines der inneren sowohl wie äußeren Befreiung. Bei Karl Walser folgten darauf zwei Semester an der Straßburger Kunstgewerbeschule, für die ihm sein Stuttgarter Meister Gutsav Kämmerer ein Stipendium verschafft hatte. Robert aber machte sich im Oktober 1896 allein auf den Weg, um zu Fuß nach Zürich zu wandern und sich dort vorerst wieder irgendeine Arbeit auf einem Kontor und ein Zimmer zu suchen.

Dabei kam der Achtzehnjährige durch Tübingen, Hechingen und Schaffhausen. In Tübingen sollten wir, während wir ihm nachschauen, noch einen Moment verweilen. Nicht etwa wegen Hölderlin – ob Robert Walser von ihm schon viel wusste, ist durchaus fraglich. Und auch nicht wegen eines anderen, nur wenig älteren Jünglings und angehenden Schriftstellers, der in dieser Stadt damals gerade eine Buchhändlerlehre durchlief und mit dem er es später noch zu tun bekommen sollte – Hermann Hesse. Sondern wegen eines Früheren, der genau 80 Jahre vor ihm «nach dem Schwabenland» gefahren war. Sein Großvater war das gewesen, er hatte 1816 hier in Tübingen sein Theologiestudium aufgenommen. Dieser Johann Ulrich Walser war der Sohn eines Arztes aus der Ortschaft Teufen im protestantischen Teil des Kantons Appenzell; er wurde nach Abschluss seiner Ausbildung zunächst Pfarrer im appenzellischen Grub, wechselte später aber, da hatte er mit seiner Frau schon neun Kinder, Robert Walsers Vater Adolf war eben geboren, ins baselländische Liesthal. Johann Ulrich Walser war schon als Student ein aufmüpfiger und unruhiger Geist gewesen, nicht nur

eine in den Tübinger Universitätsakten verzeichnete Karzerstrafe und ähnliches zeugen davon^{xi}, sondern er verfasste noch als Student in Tübingen auch ein satirisches «Ladenbüchlein im Lande Utopia», das er daheim dann anonym erscheinen ließ. Hatte er darin die Kaufmannsgebräuche der Heimat kritisch aufs Korn genommen, so ging es in einer weiteren Spottschrift «Entwurf zu einem weltlichen und geistlichen Reglement im Lande Utopia» um das verkrustete althergebrachte Kirchenregiment, das in der protestantischen Ostschweiz herrschte. Dieser Pfarrer war ein Mann der Aufklärung, ein sozial gesinnter Demokrat, und er mischte sich nun zunehmend nicht nur in seinen Predigten, sondern auch in engagierten Zeitungsartikeln politisch in die Streitfragen der Zeit ein.

Als das seinen Liesthaler Gemeindemitgliedern zuviel wurde, verzichtete er aufs Pfarramt und wurde ganz zum radikalen Publizisten, indem er eine Zeitung gründete und sie selbst druckte. In seiner Druckerei wurden auch Flugschriften der badischen Revolutionäre hergestellt, mit denen er sich anfreundete und deren Ideen er teilte. Nachdem ihr Kampf 1848 fehlgeschlagen war, nahm er die Herweghs und andere Flüchtlinge vorübergehend bei sich auf. Johann Ulrich Walser, der mit seiner aus Schaffhausen stammenden Frau im ganzen dreizehn Kinder hatte, von denen allerdings zwei früh starben, war und blieb ein Kämpfer, als Druckereiunternehmer war er jedoch zugleich recht erfolgreich, gewann auch ein gewisses Vermögen. Gleichwohl ließ er alle seine Söhne bloß Handwerksberufe lernen, und nur einer von diesen brachte es, nachdem er es in Basel vom Maurer und Baumeister zum Architekten geschafft hatte, seinerseits zu einer angesehenen und wohlhabenden bürgerlichen Existenz.

Dieser wagemutige und durchsetzungsfreudige Großvater Johann Ulrich Walser, der nicht zuletzt ein Mann der Feder gewesen war, ist schon 1866, also zwölf Jahre, ehe Robert Walser überhaupt zur Welt kam, an Tuberkulose gestorben. Auf Adolf Walser, den Vater Roberts, scheint kaum etwas von seiner Wesensart übergegangen zu sein. Aber es wäre verwunderlich, wenn es in der Familie nicht einen gewissen Mythos um ihn gegeben haben sollte. Auch wenn er in den Schriften seines Enkels nirgendwo erwähnt wird – einiges gewusst haben wird dieser von ihm, und so hat er vermutlich auch an ihn gedacht, als er auf seiner Wanderung heim in die Schweiz im Herbst 1896 durch Tübingen kam.

ⁱ In «Prosastücke», SW 5 «Der Spaziergang», S.101–103

ⁱⁱ SW 5, 104 f.

ⁱⁱⁱ Vgl. Bernhard Echte, «Karl und Robert Walser. Eine biographische Reportage», in:»Die Brüder Karl und Robert Walser. Maler und Dichter«, hg. v. Bernhard Echte und Andreas Meier, Stäfa: Rothenhäusler Verlag 1990, S. 155 ff.

^{iv} SW 14 «Komödie», S. 232 f.

^v SW 3 «Aufsätze», S 49 f.

^{vi} In «Geschichten», SW 2, S. 81–91

^{vii} «Brief für alle», SW 18, S. 111–114, hier S. 114.

^{viii} In «Geschichten», SW 2, S. 67–69

^{ix} Diese und die folgenden näheren Angaben zu Eleonore Benziger-Wahlmann verdanke ich einem ungedruckt gebliebenen Aufsatz von Anne Gabrisch über «Robert Walser in Stuttgart», den sie 1996 geschrieben hatte und mir 2003 zusandte; sie hatte dafür in Stuttgarter Zeitungen jener Jahre recherchiert.

^x «Die Talentprobe», SW 2, S. 68 f.

^{xi} SW 5, S. 101

^{xii} SW 3, «Aufsätze», S. 55

^{xiii} Im «Schwäbischen Tagblatt» vom 5.10.1996 erschien eine «Reportage» von Kurt Oesterle, die an Robert Walsers Heimkehr in die Schweiz einhundert Jahre zuvor und zugleich mit vielen bis dahin unbekannt Details an die Tübinger Studienzeit seines Großvaters erinnerte.